

Freiberger Anzeiger

und Tageblatt.

Amtsblatt für die königlichen und städtischen Behörden zu Freiberg und Brand.

№ 84.

Mittwoch, den 14. April.

1875.

Tageschau.

Freiberg, den 13. April.

Der gestern von uns besprochene Alarm-Artikel der „Post“ findet auch in anderen deutschen Organen entschiedene Mißbilligung. Ein schlesisches Blatt bespricht denselben in fast humoristischer Weise, indem es schreibt: Es werden sich immer Leute finden, die den Herren Botschaftern, Legationsräthen und Gesandtschaftsportiers auf Schritt und Tritt nachlaufen, um irgend eine Neuigkeit zu erbischen. Jeder Redaktion fällt es schwer, sich stets dagegen zu schützen, daß ihr solche Ausarbeitungen dann unter dem Schein selbständiger Artikel zugehen. Die Entstehungsgeschichte jenes Artikels der „Post“ können wir uns so ziemlich ausmalen. Der geheime Legationsrath sitzt im Lehnstuhl; der forschbegierige Schriftsteller steht vor ihm. „Ja, ja, — so wird nachdenklich gesagt, — die preussische Art des Kulturkampfes findet keine Nachahmung bei unserm Bundesgenossen von 1866; er ist zu sehr in den Anschauungen des Katholizismus befangen. Auf Oesterreich haben wir in dieser Beziehung nie rechnen dürfen; die Zusammenkunft in Venedig wird dazu beitragen, den Gegensatz zwischen deutscher und italienischer Kirchenpolitik noch in ein helleres Licht zu stellen, und in Paris wird man sich darüber die Hände reiben. Unter uns gesagt, es wäre wünschenswerth, diesen Anlaß zu beaugen, um die lauen Anhänger der Regierung ein bisschen mehr für den Kulturkampf zu begeistern, und ihnen die Gefahren zu schildern, in welche das Reich durch eine Isolirung gerathen kann. Es wäre hübsch, — vertrauliches Klopfen auf die Schultern — wenn Sie diese Gedanken ein bisschen ausführlicher wollten, aber hübsch vorsichtig, aber ja vorsichtig, und — Hi! — reinen Mund gehalten.“ Und auf Grund solcher vertraulicher Informationen setzt sich dann der biedere Mitarbeiter hin und schreibt ein Ungeheuer von Schredartikel in die Welt. Der unglückliche Ghesredakteur sieht ihn im ersten Augenblicke erschreckt an, aber der gewiegte Verfasser zeigt mit dem Daumen der linken Hand rückwärts über die Schulter fort und flüstert: „Ich habe es von dem da.“ „So so, von dem da?“ „Ja, und er hat mir gesagt, es soll jedenfalls heute Abend noch hinein, denn morgen wäre es zu spät.“ Und auf diese Art erblickt der unglückliche Artikel das Licht der Welt. Ja, und trotz alledem ist der Krieg in optim. forma erklärt, nicht der Krieg, den die „Post“ meint, sondern der Kampf mit dem unfehlbaren Papst h. Die bischöfliche Adresse an den Kaiser ist gewissermaßen eine zweite Auflage der Venedictischen „brusque le roi“ vom Juli 1870; und wie damals die deutsche Nation Frankreich antwortete, so wird sie auch dem störrigen Greis im Vatikan zu antworten wissen. Alle Brücken der Verständigung haben nunmehr die Bischöfe hinter sich abgebrochen; wie die Berliner Regierung die Situation auffaßt, das beweist die gestern mitgetheilte kaiserliche Antwort auf die bischöfliche Adresse und das beweist die neueste Vorlage des

preussischen Abgeordnetenhauses wegen Beseitigung zingiger Verfassungsbestimmungen, auf die wir weiter unten zurückkommen. „Der Worte sind genug gewechselt“ — nun mag That auf That folgen. Zum Gehorsam gegen die Befehle ist jeder Staatsangehörige verpflichtet, ob Protestant oder Katholik, ob Bischof oder Nachwächter. Wohin würde es führen, wenn der Staat immer den einzelnen Bürger erst fragen müßte, ob er auch geneigt sei, dieses und jenes Gesetz zu respektiren? Das Gesetz selbst bestimmt die Folgen seiner Nichtachtung oder Uebertretung. In der Hand der gesetzgebenden Gewalten aber liegt es, diese Folgen nach Umständen und Bedürfnis zu vermindern. Mit subtilen Rechtsdeductionen reichen wir diesem Feinde gegenüber im offenen geistigen Kampfe nicht mehr aus. Und sollten die päpstlichen Umtriebe uns wirklich noch in einen blutigen Krieg stürzen, so würde — daß sind wir überzeugt — das zarte christliche Gewissen unserer Bischöfe dadurch nicht genirt werden, aber das deutsche Volk wird dann auch die Vaterlandsverräther zu finden wissen.

In Bezug auf die gestern angetretene Reise des Kronprinzenlichen Paars nach Italien melden die heutigen Berliner Blätter, daß dieselbe lediglich zur Erholung der Reisenden bestimmt sei und einen völlig privaten, jeder Politik fremden Charakter habe. Als Reiseziel gilt vorläufig Monza, wo ein Besuch des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Italien erfolgen wird. Mit den letzteren werden dann Ausflüge unternommen werden, die sich möglicherweise bis Rom ausdehnen.

Die französischen Zeitungen bemühen sich insgesamt, die Friedensliebe Frankreichs ins hellste Licht zu stellen. Es ist dies nicht zu verwundern, da dieser Tage in den Pariser Redaktions-Bureaus eine Vertrauensperson des Ministeriums des Innern erschienen und das freundliche Gespräch ausproch, die Blätter möchten ihren Ton in Beziehung auf auswärtiger Fragen möglichst mäßigen. Solchem administrativen Hochdruck fügt man sich willig und wie man in Paris preist, so halt's im Lande nach. Im Grunde betrachtet haben wir nur das alte Spiel vor uns; denn so lange man sich unbewacht glaubt, wird aufgewiegelt und gehebt; erfolgt aber ein Rückschlag in der deutschen Presse, so zieht man schnell die Krallen ein und steckt die friedlichste Miene von der Welt auf. Geht doch die „Rep. franc.“ so weit, heute eine Vermehrung des französischen Heeres in Abrede zu stellen. Niemand ist so kindisch, solchen Klunkerreden Glauben beizumessen. Uebrigens mag Frankreich seine friedliche Gesinnung nur durch die That beweisen, denn die Journalartikel lassen Deutschland vollständig gleichgültig, mögen sie kalt oder warm blasen. Auch der „Moniteur“ fühlt das Bedürfnis, die beträchtliche Verstärkung der Infanterie-Kadres zu rechtfertigen, ist dabei aber keineswegs glücklich. Denn wenn er behauptet — und darauf läuft die Rechtfertigung hinaus — daß man bloß 1200 Hauptleuten zu Gefallen das Heer um nicht weniger als 144 Bataillone vermehrt habe, so ist der Un-

ausdruck, als durch ihre Worte erschreckt, fragte er kopfschüttelnd: „Wie kommst Du nur auf diesen Vergleich, Rosa?“

„Ich könnte mir einbilden, mein Herz wäre auch so,“ erwiderte sie leise. „Märchen,“ schalt er lächelnd und zog sie an sich. Er glaubte sich diese plötzlichen Beängstigungen erklären zu können, und sie machten ihm Rosa nur um so mehr zu einem Gegenstand zärtlicher Fürsorge. Sie sprach den Wunsch aus, den Vesuv besteigen zu dürfen. „Die Tour ist sehr beschwerlich,“ redete er ab, „schöne Dich — es ist nötig.“ Sie versicherte, sich ganz kräftig zu fühlen, und wiederholte ihre Bitte so dringend, daß er endlich nachgeben mußte. Alle Erleichterungsmittel für die Bergreise, die sich durch Geld beschaffen lassen, wurden aufgeboten; Rosa beklagte sich lächelnd, daß er sie völlig verweiche. Um so mehr bestand sie nun aber darauf, auch in den Krater hinaufzusteigen, und ließ sich durch keinerlei Vorstellungen davon abbringen. Sie wollte ganz die schauerliche Empfindung auskosten, sagte sie, auf einem Vulkan zu stehen. Es war, als ob sich unbewußt die Ahnung ihrer bemächtigte, daß die Freunde ihres Daseins nicht fester begründet sei, als das Weingartenland rund umher zu ihren Füßen.

Und als sie nun neben den Aschentegeln stand und den Boden warm unter sich fühlte und sich auf Norbert stützte, der sie ängstlich zurückhalten suchte, überkam sie unbeschreibliche Wehmuth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Wenn jetzt die unterirdischen Feuer vorbrächen,“ sagte sie in peiniglicher Aufregung, „und uns mit ihren Gluthen erstickten und hinabzögen in die Tiefe — uns Beide so vereint, so fest an einander geschlossen, so glücklich — vielleicht wär's ein Zeichen des Himmels, daß er uns liebt! Wer weiß, wie bald — — Norbert! Wird's nie anders werden zwischen uns?“ (Fortf. folgt.)

Die Russen scheinen die gegenwärtige unruhige Lage für geeignet zu halten, ihr Fischen im Trüben dem Orient

Feuilleton.

Rosa Lichtwart.

Novelle von E. Wichert.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Monaten wurde Freiherr Norbert von Diestelhorst zum Oberlieutenant befördert, zugleich aber auch von Petersburg abberufen. Das Duell und was demselben vorangegangen, stand wahrscheinlich nicht außer Beziehung zu letzterer Maßregel, wenn schon jede offizielle Andeutung vermieden wurde. Es hieß, daß man ihn auf einem anderen Posten nöthiger brauche, und so folgte denn auch der Abberufung das neue Mandat auf dem Fuße, das eine schleunige Ueberiedelung nach Florenz verlangte, wo der Gesandtschaft für gewisse Verhandlungen ein militärischer Beistand unentbehrlich wurde. Dieser Wechsel kam ihm in jeder Hinsicht erwünscht.

Und Rosa —! Sie sollte Italien sehen, das Land, das stets ihre Phantasie beschäftigt hatte, zu dem sie sich schon mächtig hingezogen fühlte, als sie seine alte Sprache erlernte. Sie jauchzte auf, als er ihr die Nachricht brachte. Auch daß sie Rußland verlassen durfte, wo der Schatten der traurigen Erfahrungen, die sie erlebt, noch jetzt mitunter in der Erinnerung ihre Stimmung verbüßerte, war ihr eine große Freude. Wußte sie doch nicht einmal, ob Sergesko noch lebte; nach ihm zu fragen, hatte sie sich nicht entschließen können, und der Freiherr hatte nie mehr von ihm gesprochen, als ob er für ihn wenigstens nicht mehr auf der Welt sei.

Der russische Winter meldete sich bereits mit seinem strengen Gesicht, als sie abreisten. Um so besser! Durften sie ihm doch aus dem Wege gehen. Nach Sibirien, nach Sibirien, der wärmenden Sonne entgegen! — Ein glückliches Jahr verlebten sie in Italien. Die

Geschäfte feierten Diestelhorst nicht so dauernd in Florenz, daß er nicht zu näheren und entfernteren Ausflügen reichlich Zeit behielt. An seinem Arm durchkreuzte Rosa Mailand und Genua, an seiner Seite trug sie die schlauke Gondel durch die Kanäle Venedigs; er zeigte ihr Rom, das er von einem früheren längeren Aufenthalt her ziemlich genau kannte; er stand mit ihr am Golf von Neapel und theilte ihr Entzücken über den Anblick der Stadt und der weiten Meeresbucht und der fernen Inseln.

Der Vesuv übte auf sie eine ganz eigene Anziehungskraft. Stundenlang konnte sie zu ihm hinüberschauen und die Wölken betrachten, die von seiner Spitze aufstiegen. „Wie die Kluppe des Berges sich so sanft hinaushebt aus der schön geschwungenen Merlinie; man sollte glauben, daß die weiche Hand des Künstlers sie geformt, nicht daß unterirdische blinde Gewalten sie so hinaufgetrieben hätten. Ein Niese könnte dort auf der Spitze sein Nachtfleuer angelegt und am Morgen seine Schlastelle geräumt haben, und die Wolke, die nun darüber aufsteigt, wäre nur der Rauch der allmählich erlöschenden Kohlen. An nichts Gewaltfames erinnert das Bild, und ist ganz Ruhe und Frieden. Und doch —! wir wissen es anders. Ich möchte wohl einmal den Berg in Feuer und Flammen sehen — ein erschütternder Anblick muß es sein. — Es giebt Menschenherzen, glaube ich, die wie der Vesuv sind. Ganze Schlägen sie so ruhig, so friedlich, und Alles, was sie empfinden, und Alles, was sie zur Mitempfindung anregen, ist Glück und Wohne. Aber plötzlich wird das Blut in ihnen flüssiges Feuer, sie treiben es in die Adern hinaus mit gewaltigen Schlägen, bis die hellen Zornlohen hervorbrechen gegen das, was sie liebten. Kannst Du's ausdenken?“

Ihr sonst so klares Auge trübte sich unruhig, wie der Spiegel eines See's, in welchen ein Stein fällt, und über ihr schönes Gesicht glitt es wie ein Schauer an dem schwarzen Haar herunter. Mehr durch diesen veränderten